

schaft erwarben ihm unzählige Leser, Gläubige. Die schmierigen und dabei aller Anmut baren Schilderungen sexueller Vorgänge vollendeten die Anziehungskraft seiner Bücher für den großen Haufen. Die Ausrede, als habe Zola nur die Wirklichkeit malen wollen und deshalb zu den krassesten Mitteln gegriffen, verfängt keineswegs. Niemand hat weniger glaubhafte Charaktere, eine weniger wahrscheinliche Fabel erfunden, niemand war so sehr Romantiker im schlechten Sinn als dieser Apostel der Wahrheit, in dem ein gutes Stück pharisäischer Heuchelei steckte. Zolas Hauptwerk war die Geschichte der ‚Rougon Macquart‘ (1871/1893). Am Beispiel einer Familie, deren Mitglieder allen Schichten der Gesellschaft angehören, will Zola die Vererbungstheorie studieren und dabei für seine politischen und sozialen Ideen Propaganda machen. Nichts fehlt, um die äußere Aufmachung lebensecht zu gestalten. Nichts außer dem Umstand, daß die Menschen und Szenen dieser tristen, langweiligen Epopoe nur im Hirne Emile Zolas existieren konnten. Aus der trostlosen Gesamtheit heben sich nur einzelne Stellen, selten ein ganzes Werk heraus, die erkennen lassen, daß Zola vielleicht ein wahrer Dichter geworden wäre, wenn er nicht die Rolle des Apostels und Pamphletars vorgezogen hätte . . . ‚Nana‘ ist eine abgrundtiefe Schweinerei und enthüllt die letzten Geheimnisse von Zolas Erfolg . . .“

\* \* \*

Der also drockst, ist leider kein attestierter Geisteskranker. Weder Wilhelm Külz noch Theodor Heuß haben diese Äußerung auf dem Gewissen, weder Herr Geheimrat Oskar Walzel noch Herr Professor Max Koch. Davor müssen selbst die Provinz-Rezensenten der Jahrhundertwende neidisch erbleichen, und geschlagen sind alle Oberlehrer der Gründerzeit.

Der diese Unverschämtheiten, bar jedes kritischen Urteils, gegen den Schöpfer des Experimentalromans, gegen den mutigsten Publizisten und wahrhaftigsten Menschen seiner Zeit, gegen den großen Emile Zola drucken ließ, in dessen Banne bedeutende Schriftsteller der Gegenwart: Galsworthy, Gorki, Gladkow, Ibañez, Sinclair Lewis, Heinrich Mann und vor Allem Upton Sinclair stehen, ist der ständige kritische Mitarbeiter angesehener deutscher Tageszeitungen, und seine Sätze stammen nicht aus dem Jahre 1900, sondern wurden 1925 in erster, 1928 in zweiter Auflage gedruckt: Dr. Otto Forst-Bataglia, „Die französische Literatur der Gegenwart“.

„Niemand hat weniger glaubhafte Charaktere, eine weniger wahrscheinliche Fabel erfunden . . .“: als Kritiker gewogen und zu leicht befunden. Denn diese Tese ohne Beweis richtet sich nicht gegen den Kritisierten, sondern gegen den Kritikaster und vor Allem gegen die Blätter, die ihm dauernd Raum für seine Schreibe gewähren. Vertrauenskrise der Kritik? Die tausend Forste beschworen sie herauf. Ihre leichtfertigen Urteile sind schuld an der Verständnislosigkeit der Leser, und die Verantwortung trifft die Redakteure, die sie gewähren lassen. Da lamentiert man plötzlich, das Publikum pfeife auf der Kritik Urteil. Das Publikum hat recht zu pfeifen, solange Unfähigkeit und Übelwollen, Pfaffentum und Denunziation das Merkmal einer Kritik sind, wie eben der des sauberen Herrn Doktor Forst-Bataglia.

Quo usque tandem patientia nostra abuteris . . .?\*)

Der Herausgeber.

\*) „Wie lange wirst du noch unsere Geduld mißbrauchen?“